

dtv

Seine neue Heimat Deutschland ist für den Polen Chopin (ein Spitzname aus Jugendzeiten) Synonym für das Gute. Er versucht alles, um seine polnische Existenz hinter sich zu lassen. In Bremen steigt er in den Gebrauchtwagenhandel großen Stils ein, der für ihn dann doch eine Nummer zu groß ist. Außerdem möchte er die wahre Liebe finden, und als er der Sozialarbeiterin Maria Magdalena Sobotta mit den grünen Augen begegnet, ist es um ihn geschehen. Doch dann läuft alles aus dem Ruder.

Artur Becker, geboren 1968 in Bartoszyce, Masuren, lebt seit 1985 in Deutschland. Er schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte, Aufsätze und ist als Übersetzer tätig. Für seine literarische Arbeit erhielt er zahlreiche Preise und Stipendien. Zuletzt erschienen von ihm die Novelle ›Die Zeit der Stinte‹ und der Roman ›Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken‹.

Artur Becker

Das Herz von Chopin

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Artur Becker
ist außerdem im Deutschen Taschenbuch Verlag
erschienen:
Die Zeit der Stinte (24497)

Ungekürzte Ausgabe
September 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2006 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer
Umschlagfoto: iStockphoto
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13689-1

**Für Gerald, Jacek,
Ovid, Peer,
Rainer und Robert**

»Die einzige Hoffnung der Menschheit ist Liebe in jeglicher Form und Äußerung – die Liebe zum Leben ist die Quelle aller Liebe, die, wie wir wissen, mit den Jahren wächst und reift.«

Isaac B. Singer,
»Old Love.
Geschichten von der Liebe«
(1979)

»Höre meinen Rat, halte du dich lieber an die Fremden, die Ausländer, vergehe in den Ausländern, Zergehe in ihnen, aber Gott schütze dich vor der Gesandtschaft, und auch vor den Landsleuten, denn sie sind Böse, Schlechte, Schwerenöter, und Beißen werden sie dich, beißen bis aufs Blut!«

Witold Gombrowicz,
»Trans-Atlantik«
(1970)

Erster Teil

**Mein Piano,
mein Brasil,
deine Lila Eule**

1

Jedes Mal, wenn ich ganz beiläufig erwähnte, ich, Chopin, sei ein Soldat der Ewigen Nacht und der Roten Fahne, wurde ich mit Fragen bombardiert, auf die ich keine Antworten hatte.

Ich wollte ja nie so werden wie mein Vater aus Polen.

Ich war hier in Bremen nicht aufgewachsen, aber ich saß im »Piano«, meinem Stammcafé, und wartete auf meine Verabredung. Es war brechend voll an diesem Samstagabend, und obwohl ich wusste, dass Maria Magdalena nicht mehr kommen würde, wartete ich und versuchte, meinen Liebeskummer im Johnnie Walker zu ersaufen. Eigentlich hatte ich nie wieder mit der Trinkerei anfangen wollen, aber mein Herz und ich waren seit vier Jahren, dem 11. August 1999, in diese Frau verliebt, und das war mehr, als ein Mann aushalten konnte.

Ich bot der Prohibition die Stirn.

Es war Sommer, der heißeste in diesem neuen Jahrhundert, und Maria Magdalena und ich hätten auf meiner Dachterrasse faulenzten und uns mit Eiswürfeln bewerfen sollen. Stattdessen herrschte zu Hause der Tod. Maria Magdalena hatte mich vor sechs Tagen verlassen, und seit diesen sechs Tagen wohnte ich mit ihm zusammen. An allen Wänden und Türen unseres

Reihenhauses im Fesenfeld stand sein Name. »Ich bin der Tod, willkommen in meinem Reich, Chopin!«, höhnte es von überall.

Ich war zerstreut und müde, doch ich hatte noch genug Kraft, um zu bemerken, dass ich beobachtet wurde. Ein Mann an der Theke mit einem Pils vor der Nase, der etwa Mitte sechzig war, sah mir seit einer halben Stunde mit ungenierten Blicken zu, wie ich mich betrank.

Ich erwiderte einen seiner neugierigen Blicke. Er grinste herüber, stand dann unvermittelt von der Theke auf und steuerte mit dem Glas in der Hand meinen Tisch an. Er fragte, ob er sich zu mir setzen dürfe. Da er einen sympathischen Eindruck machte und es mir in meinem trostlosen Zustand gleichgültig war, mit wem ich mich betrank, sagte ich zu ihm: »Nur zu, setzen Sie sich.«

Er stellte sich als Leo Bull vor und orderte für uns beide neue Getränke: für mich einen Johnnie Walker, was sehr aufmerksam von ihm war.

Er trug eine Brille, war glatt rasiert und auf dem Zeigefinger seiner linken Hand prangte ein Siegelring mit Familienwappen, offensichtlich ein Erbstück. Seine Jeans brauchte dringend einen Vierzig-Grad-Waschgang, aber sonst war seine Kleidung tadellos. Der schwarze Marco-Polo-Pullover verlieh ihm Autorität und unterstrich noch die Wirkung des goldenen Siegelrings.

Ich sagte: »Ich heiße Chopin.«

»Wie der ...«, wunderte er sich.

»Ja, wie der ...«, unterbrach ich ihn.

»Sind Sie etwa mit ihm verwandt?«

»In gewisser Hinsicht. Wir kommen aus demselben Land. Der Unterschied zwischen uns beiden ist jedoch, dass er berühmt und unsterblich ist und ich weder das eine noch das andere bin. Dabei gäbe ich alles darum, unsterblich zu sein. Denn ich könnte dann wenigstens meine Fehler korrigieren ...«

»Sie machen sich unnötig Sorgen«, sagte mein Gast, »wir *sind* unsterblich.«

Ich war verblüfft.

»Und das wissen Sie ganz genau?«

»O ja. Verlangen Sie aber keine Beweise von mir. Es gibt Dinge, die lassen sich nicht ans Tageslicht befördern und dann in aller Ruhe betrachten und zerlegen wie bei einer Leichenschau. In einem Seziersaal werden Sie die Unsterblichkeit nicht finden, sondern nur Fleisch und Knochen – leblose Atome, wenn man so will.«

»Und Sie sind sich vollkommen sicher, dass ich auch unsterblich bin wie Sie und all die anderen?«, fragte ich, weil ich unsere Unterhaltung aufrecht erhalten wollte.

»So ist es«, bejahte er und wirkte dabei so ernst und würdevoll, dass ich mich nicht traute, etwas zu sagen.

Er merkte rasch die Verunsicherung, die er bei mir hervorgerufen hatte, und musste offenbar lachen. Zu meiner Überraschung tat er das hinter vorgehaltener Hand, und zwar mit einer Geste, die ebenso gekünstelt wie weibisch wirkte, indem er mit den Fingerspitzen seine Oberlippe berührte. Er fragte plötzlich: »Warum sind Sie dabei, sich voll laufen zu lassen? Ich habe Sie eine Zeit lang beobachtet, und ihr trauriger

Blick verriet mir nichts Gutes. Sie haben die ganze Zeit wie versteinert die Eingangstür des Cafés angestarrt.«

Ich stieß einen Seufzer aus und sagte: »Ach! Ich bin von einer Frau verlassen worden. Sie wollte sich hier mit mir noch ein letztes Mal treffen, und ich hatte die Hoffnung, dass sie kommen würde. Aber umsonst.«

Ich hatte Zweifel: Sollte ich mich dem Fremden anvertrauen oder nach dem Drink, den er bestellt hatte, einfach aufstehen und gehen?

»Wollen Sie mir nicht erzählen, warum Sie verlassen wurden?«, kam mir der Fremde zuvor und erleichterte mir meine Entscheidung. Ich schaute Leo Bull geradeheraus in die Augen. Sie waren winzig klein, aber das mochte an der Stärke der Brillengläser liegen. Ich habe nichts zu verlieren, dachte ich und sagte: »Doch. Aber dann müsste ich bei Adam und Eva anfangen, und ich weiß nicht, ob Sie mir so viel Zeit schenken wollen.«

»Keine Sorge. Ich habe heute Abend nichts vor. Und ich kann zuhören. Fangen Sie irgendwo an. Oder, wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen ein bisschen mit einer Frage: Was würden Sie tun, wenn Sie König der Welt wären?«

O ja! Bin ich schon gewesen!, grinste ich vor mich hin, ich kenne den Geschmack der Macht!

Er überraschte mich erneut mit seiner offensiven Art, sich einem unbekanntem Menschen zu nähern, und da es mir gefiel, beschloss ich zu bleiben.

»Und wer sind Sie?«, fragte ich zurück.

»Ich?« Er staunte. »Ich bin Linguist und leite einen kleinen Verlag für Sprachwissenschaft an der Bremer Uni. Wir publizieren Schriften, Promotionen und Bü-

cher. Nichts Großes. Eigentlich muss ich bei diesem Geschäft sogar draufzahlen.«

»Wer sich's leisten kann!«, kommentierte ich sein Geständnis und machte eine Pause; ich musste nachdenken, bevor ich Leo Bulls Frage beantworten würde. Ich wollte kein dummes Zeug reden.

»Was ich tun würde?«, murmelte ich. Aber dann wusste ich, was ich sagen wollte, und begann: »Als König der Welt würde ich als Erstes das Geld abschaffen. Dabei bin ich Gebrauchtwagenhändler und verdiene einen Haufen Kohle. Achttausend Euro bringe ich monatlich nach Hause, im Portemonnaie versteht sich. Mein Vermögen ist für den Staat tabu. Einmal im Monat zahle ich bei der Sparkasse eine kleine Summe ein, und alle sind zufrieden: Maria Magdalena, das Finanzamt und die Bank. Dabei bin ich nur ein kleiner Fisch. Lukas und Volley, meine beiden Geschäftspartner und Freunde, verdienen noch mehr. Aber inzwischen weiß ich, dass das Geld eine Erfindung des Bären aus Hannover ist. Dort hat nämlich die Leasingbank, von der wir die Autos kaufen, ihren Sitz. Herr Bär ist ihr Inhaber. Er besitzt Millionen und uns im Grunde genommen auch. Spätestens nach drei Jahren laufen die Leasingverträge ab, aber die Karren bleiben, und auf die lauern Autohändler. Aus ganz Deutschland reisen wir an, studieren die Listen mit den Angeboten und schlagen zu.

Die meisten Menschen würden, wenn sie zum Leben kein Geld bräuchten, wahnsinnig werden. Sie wüssten mit ihrer Zeit nichts anzufangen. Sie würden niemals vor einem Baum niederknien und ihn anbeten. Ich hingegen, ob zu Hause oder auf Reisen,

gehe, bevor ich mich schlafen lege, zu einem Baum, falle vor ihm auf die Knie und sage zu ihm: ›Du bist ein großes Wesen. Viel größer als ich. Du besitzt kein Gehirn und kein Herz. Aber du hast Wurzeln und Zweige. Die Wurzeln verbinden dich mit der Erde und die Zweige mit dem Himmel. Ich habe weder Zweige noch Wurzeln. Ich bin ein Mensch. Ich kann fliegen, schwimmen und laufen, sogar unterirdische Gänge graben. Aber ich bin ein kleines Wesen, weil ich weder mit dem Himmel noch mit der Erde verbunden bin. Für dich ist das Universum dein Blut, deine Luft – für mich ein See, in dem ich ertrinken kann, *kurwa!*‹

So bete und rede ich dann, wenn ich alleine bin, und muss über mich weinen und lachen. Denn schließlich bin ich kein König der Welt, sondern ein Kleinkapitalist, obgleich ich mir aus Geld nichts mache.

Als Zweites würde ich für Frauen und Männer einheitliche Kleidung einführen. Frauen müssten hellblaue Kostüme tragen, Männer rote Anzüge, Kinder Felduniformen einer modernen Armee. Diese strenge Kleiderordnung würde bewirken, dass niemand mehr auf die Idee käme, über andere herrschen zu wollen. Jeder wäre jedem ebenbürtig und gleichrangig wie in den kühnsten Träumen der Kommunisten, als sie noch aufrichtig an ihre Ideale glaubten. Außerdem würde sich unser sexuelles Verhalten ändern, vielleicht nicht gänzlich, aber bestimmt zum Positiven hin. Vor einer Uniform hat jeder Respekt, und Aggressivität, Sadismus und Eifersucht würden automatisch abnehmen. Liebespaare müssten dann zwangsläufig glücklicher werden – unter anderem auch ich und Maria Mag-

dalena. Sie besteht nur aus Eifersucht, als wäre sie ihr Lebenselixier.

Die letzte Reform wäre religiöser Natur. Den Glauben an das unbeschreibliche Nichts nach dem Tod würde ich verbieten. Es würde nur noch einen Glauben geben: an die Unsterblichkeit. Meine Maria Magdalena würde nicht mehr sterben müssen. Friedhöfe und Beerdigungen hätte ich bereits an meinem ersten Königstag abgeschafft. Sollte jemand dennoch unbedingt sterben wollen, würde ich ihm sagen: ›Tu's, lieber Freund, wundere dich jedoch nicht, wenn wir uns bereits am nächsten Morgen wiedersehen – unter welchem Namen auch immer. Vielleicht wirst du der Direktor sein und ich dein Sekretär, dein Untertan.«

Mein Vortrag war zu Ende, und Leo Bull schwieg eine Weile, dann sagte er: »Sie lernen sehr schnell.«

»Meinen Sie?«

Die Kellnerin brachte uns die Getränke. Ich zündete mir die nächste Gauloises an und stieß mit meinem Gast an.

»Auf ewiges Leben!«, sagte er.

Der Scotch floss durch meine Speiseröhre wie ein Bach in den Bergen. Ich wurde vierzigprozentig wach. Ich wusste aber, dass der nächste Scotch, nämlich der fünfte, bereits meinen Untergang bedeuten konnte. Ich erreichte dann den Samsara-Zustand, den höchsten Berg der Illusionen, und ich kannte ihn gut, diesen Kilimandscharo und Chomo Lungma, trotz der zweijährigen Prohibition, ich hatte nichts vergessen.

Da Leo Bull wieder schwieg und ich mich mit sicheren Schritten dem Chomo Lungma näherte, versuchte ich, meinen ausschweifenden Monolog fortzusetzen,

doch diesmal über den Berg der Illusionen: »Wissen Sie, nach dem fünften doppelten Scotch ... werde ich ganz sanft. Frauen werden bildhübsch, und zwar alle, und Männer meine besten Freunde oder ärgsten Feinde, und obwohl Feinde dazu da sind, geschlagen zu werden, tue ich ihnen nichts, selbst dann nicht, wenn sie mich angreifen. Das Wichtigste ist jedoch, dass der fünfte Drink das Bewusstsein verändert: Du bist endlich zur Liebe fähig. Du liebst die ausgedrückte Zigarette im Aschenbecher. Du liebst die Kellnerin, die dich bedient. Du liebst die schlechte Musik, die im Piano gespielt wird. Du liebst die Straßenbahn, die vorbeifährt. Du liebst das Flattern einer zerlesenen Zeitung, die niemand von der Straße aufheben und in den Papierkorb stecken will. Du liebst die Junkies und die Penner, die Schulter an Schulter in ihrem Delirium einschlafen. Du liebst die schwangere Frau, die vorbeigeht und dich nicht einmal anguckt. Du liebst den Rosenverkäufer und kaufst ihm eine Blume ab. Du liebst die Menschheit. Du liebst den Bundeskanzler und seine Minister. Du liebst dich selbst. Deine Liebe wird unermesslich groß, und du liebst sogar deine Eltern. Du liebst die Liebe selbst und bist nicht imstande zu begreifen, dass es noch etwas anderes geben könnte. Und weil du alle und alles liebst, fängst du auch an, deine Liebe zu zeigen. Du sprichst jeden an. Und du bist niemandem böse, wenn du einen Korb kriegst, voller Absagen. Weil du liebst. Du hast nur das enorme Bedürfnis, zu reden und dich zu offenbaren.

Und wenn du Maria Magdalena siehst, denkst du plötzlich, dass sie dich auch liebt. Mit derselben unerschütterlichen Kraft. Und du begreifst nicht, warum

sie schweigt. Du denkst lediglich, sie liebt mich, und weil deine eigene Liebe unendlich groß geworden ist und nicht gebremst werden kann, möchtest du auf der Stelle Maria Magdalenas Schweigen brechen. Und da es dir nicht gelingt, dieses Schweigen zu besiegen, obwohl du seit einer halben Stunde redest und keine Pause findest, beginnst du entsetzlich zu leiden. Dann bestellst du dir den sechsten doppelten Scotch, und ich weiß, was passieren wird, sobald ich ihn trinke. Ich werde dann nicht nur leiden, ich werde Selbstgespräche führen und zwar laut, sodass jeder zuhören kann. Der zweite Chopin wird geboren, mein Gesprächspartner (in der Kirche wurde ich auf einen anderen Namen getauft, aber ich habe ihn vergessen).

Doch so weit ist es noch gar nicht. Mein Gott, ich habe mich wohl ein bisschen verlaufen. Der Chomo Lungma ist noch in weiter Ferne. Alles ist in bester Ordnung. Selbst mein Handy schläft. Keine Anrufe von Kunden aus Litauen, Rumänien, Bulgarien, der Slowakei und Tschechien, aus Russland und Polen. Neunzig Prozent meiner Kunden sind Osteuropäer. Die Deutschen geben kein Geld mehr aus und sparen für ihr nächstes Leben. Ihre Körper heben sie in der Gefriertruhe auf. Die Bulgaren, Litauer und all die anderen existieren hier und jetzt, zusammen mit mir, und jeden Tag preise ich den Schöpfer dafür, dass er Osteuropa geschaffen hat. Die Deutschen, insbesondere Privatkunden, haben an meinen Fahrzeugen immer etwas auszusetzen. Nie sind sie zufrieden, und manch einer versucht es sogar mit einer Klage, selbst wenn sein Auto nur sechshundert Euro gekostet hat. Sie sagen, aber Herr *Schopän*, auf Ihrer Internetseite

stand, die Reifen seien noch wie neu. Und die Bremsbeläge wären ausgetauscht worden. Und der Auspuff ebenfalls. Und die Beule hinten links – die war auf dem Internetfoto nicht zu sehen. Ich sage, ja, dann müssen Sie zu Ford gehen und einen Neuwagen bestellen. Diese Kiste hat zwei Jahre TÜV. Zwei Jahre! Und sie fährt einwandfrei.

Jeder Russe oder Pole ist mir da lieber. Denn auch wenn sie etwas zu bemängeln haben, kaufen sie schließlich das Fahrzeug wie verabredet und schenken mir noch eine Flasche Wodka oder eine Stange Marlboro dazu. Danach sehe ich sie nie wieder. Sie bringen die Opel nach Kiew oder Stettin, wo sie so lange zaubern, bis die Karren tatsächlich wie neu aussehen. Das nenne ich anpassungsfähig. Und mutig. Denn solange sich die Räder drehen, der Motor läuft und Personen von A nach B befördert werden können, ist die Fahrgestellnummer schließlich vollkommen unwichtig. Brauchen Sie eine, kann ich Ihnen eine ausstellen. Alles nach Wunsch. Wen interessiert die Kilometerlaufleistung? Ich schicke meine Tachos an Herrn S. – seine Identität und seinen Wohnort werde ich natürlich nicht preisgeben. Der Spaß kostet mich jedes Mal hundert Euro. Aber da bin ich nicht knausrig, denn hunderttausend Kilometer sind keine zweihunderttausend. Die Rechnung ist schön einfach, deshalb gefällt mir mein Job.

Horst Sobotta, Maria Magdalenas Vater, kümmert sich um den technischen Zustand unserer Kisten. Zu seiner Rente verdient er sich auf unserem Autohof *Super-Gebrauchte aus Bankverwertung* jede Menge Knete hinzu. Ich nenne Horst Papa, obwohl ich mit Maria